

18]

Sultana.

(Nachdruck verboten.)

Ein arabisches Frauenschicksal von Emil Rasmussen.

Sultana stand weiß wie die Mauer und wagte vor Entsetzen nicht zu schreien.

Weder Hamza noch die Mutter gaben einen Laut von sich. Man konnte nicht wissen, ob er sie nicht getötet hatte.

Endlich schleuderte er sie von sich — und sie stand ganz stramm auf den Beinen.

— Geh, woher Du gekommen! brüllte er heiser. Du bist für mich wie ein totes Ding!

Abermals durchfuhr es Sultana. Das war die fürchterliche Verstößungsformel selbst, die unwiderruflich!

Hamza ging wieder hinein.

Der Schmerz hatte Lalla Djerida keinen Laut erpreßt, aber als ihr brutaler Ehegenosse die Türe zuschlug, reckte sie zwei drohende Arme verwünschend nach ihm aus und machte sich Luft in einem wild scharrenden, schrillen Kreischen.

— Auch sie soll für Dich werden wie ein totes Ding! lautete ihr Fluch.

Sultana öffnete einen Spalt ihrer Türe und zog die Mutter zu sich herein. Das gelbweiße Gesicht war überströmt von Blut, das aus den zerbissenen Lippen quoll.

Sie sprach nicht; sie warf sich stöhnend in einem Anfall krampfhaften Bitterns auf das Bett, aber ohne Schluchzen, ohne Tränen.

Sultana legte sich auf sie, ihr Trost ins Ohr flüsternd.

— Ibrahim, der Kutscher, hat sich gerächt, weil ich seine vorjährigen Diebstähle verriet, brach Djerida aus, als sie endlich sprechen konnte. Er hat Sidi Hamza erzählt, daß wir Freitag dem Schlangenhändiger zusahen.

— Der Hund, er hat mir versprochen zu schweigen!

— Und er hat gelogen oder Sidi Hamza lügt. Er beschuldigt mich, daß ich mich von einem Kumi umarmen ließ.

— Oh ich Unglückliche! Warum mußte ich Dich mit zu dem Missauia locken! Ich bin schuld, daß Vater Dich verstößt!

Sultana war in diesem Augenblick nicht weit davon, das Schicksal zu verwünschen, das sie in Marcell's Arme geführt hatte.

„Mein, meine kleine Sultana, es ist nichts als ein Vorwand. Hätte Dein Vater nicht diesen, so gebrauchte er meine Weigerung, Madame Barrière zu besuchen oder irgend etwas anderes. Er lauert ja fast seit einem Monat darauf, mich zu verstößen, weil mein Kontrakt ihm verbietet, zwei Frauen zu nehmen und er darauf brennt, El Vidis Cirkefferin zu heiraten?“

Sultana war von der Gemütsregung so erschüttert, daß sie in Tränen ausbrach.

„Weine nicht, meine Sultana, auch Du kannst ja bald dies Haus verlassen. Aber sollte wirklich jene andere als Braut in Sidi Hamza's Hofe sitzen, dann schwöre ich bei Bel-Abbas, daß sie und Hamza dieser Brautnach eingedenk sein sollen, bis sie sterben!“

6.

Eines frühen Vormittags einige Tage später wurde Lalla Djerida in das Frauengefängnis oder, wie der Volkswitz es getauft hat: dar sofna bhožna, „den lieblichen Aufenthalt“ übergeführt, wo die verstößenen Ehefrauen saßen und sich gränzten, bis der Kadi die Sache untersucht hatte und die Scheidung vollzog.

Si Hamza war gleich des Morgens fortgegangen.

Sultana lag in verzweifeltstem Weinen auf ihrem Divan, von einem sprühenden Haß auf den Vater erfüllt.

In einem Winkel des Gemachs saß Mabruka auf dem Boden, die Knie bis unter das Kinn aufgezogen und beweinte den Verlust ihrer Herrin, die sie niemals als Dienende, weit eher als Schwester behandelt hatte.

Draußen im Hofe war Amar, eine alte Negerin aus dem Sudan, das einzige Wesen, das sich hörbar machte. Sie wurde zu der größeren Vormittagsarbeit verwendet, war aber verheiratet und wohnte, ebenso wie der Kutscher Ibrahim, nicht im Hause.

Man hörte den Türhammer von dem Korridor des Borderhauses dröhnen. Und gleich darauf meldete Amar, daß Nisja Selluf, die jüdische Krämerin, die im Hause aus und ein ging, mit zwei großen Bündeln voll köstlicher Waren draußen stehe.

Sultana überlegte einen Augenblick. Es waren ja die großen Tage in dem einsamen Haremsdasein, wenn Nisja mit ihren Bündeln kam. Nicht nur, daß sie das Haus mit Augenweide füllte, ihre Besuche brachten auch in anderer Weise erwünschte Abwechslung: sie mußte über die geringsten Dinge Bescheid, die in den besseren Harems, in denen sie ihre Kunden hatte, vor sich gingen.

Nichtsdestoweniger ließ Sultana antworten, sie möge ein andermal wiederkommen; heute sie ihr Besuch ungelegen.

Amar kam sogleich mit dem Bescheid zurück, daß Si Hamza persönlich nach der Krämerin gesendet habe.

Sultana stutzte zuerst, dann fuhr sie mit einem kalten Schauer zusammen; sie erinnerte sich plötzlich, daß Nisja ja auch mit Frauen handelte, auch Heiraten zustande brachte.

„So laß sie kommen!“

Nisja entsprach ihrem Namen nicht, der „Feder“ bedeutet. Alle Jüdinnen in Tunis sind Fabeln von Fett. Sie mästen und spicken sich wie Strahburger Gänse; tun sich an lederen Hütdchen gütlich wie die Dajenvölker bei Chott el Djerid, stopfen sich mit schweren Kuchen an, die so honigsüß sind, daß sie in den Zähnen knirschen, und setzen in halbdunkeln Käfigen Fett an — alles, um den verirrten Geschmack ihres künftigen Bräutigams zufriedenzustellen. Unter diesen fetten Damen war Nisja ihres Fettes wegen berühmt. Sie war die Fabel der Fabeln. Und die jüdisch-arabische Tracht ist nicht erfunden, um Körperreize zu verbergen. Nisja's Beine waren in einem Paar schwarzer Atlasbeinkleider ausgestellt, die sich eng wie eine Althaut bis hinab zu den Knöcheln schlossen, wo sie in Seidensocken verschwanden. Der Oberkörper war besser versteckt in einer losehängenden spinatgrünen Seidenbluse und einer weißen Draperie, die von der Spitzenbrofathabe über Schultern und Brust herabfiel. Auf der Straße allerdings war dies Ensemble verhüllt von dem weißen Seidenhaß, und nur der Durchmesser erregte Entsetzen. In dem alten Ghetto El Hara gab es Gäßchen, wo aller Verkehr stockte, wenn Nisja hindurch wollte.

Sie hatte Sultana kaum begrüßt, als sie schon auf dem Divan an ihrer Seite Platz nahm, die Pantoffeln abstreifte und beide Beine mit einer Geschwindigkeit unter sich kreuzte, die man diesem wandelnden Speckfaß niemals zugetraut hätte.

Während die Negerin, die ihre Bündel trug, die Herrlichkeiten öffnete und auf dem Fußboden ausbreitete, legte sie selbst augenblicklich den Finger an den wunden Punkt, der ja doch nicht zu umgehen war.

Sie wußte genauen Bescheid über alles Vorgefallene, bedauerte die Mutter, pries sie mit einer kleinen trockenen, gebornenen Stimme, die sich nur mühsam und mit keuchenden Intervallen durch das Fett der drei Rinne hervorzwängte, und suchte die Tochter zuletzt damit zu trösten, daß sie ja nun erwachsen sei und bald heiraten könne. Dann würde sie ihre Mutter wiedersehen können.

Sultana fragte sie angstvoll, ob sie nicht glaube, daß Si Hamza die Mutter wieder zurücknehmen würde.

„Sidi Hamza will ja heiraten. Er muß sich scheiden lassen. Selbst wenn Lalla Djerida ihre Einwilligung zu einer Nebenfrau gäbe, würde dies nichts helfen. Denn diejenige, an die er denkt, will allein sein.“

„Weißt Du denn, an wen er denkt?“

„An dieselbe, auf die ganz Tunis seit der letzten Zeit veressen ist. Es ist wie ein ansteckendes Fieber, das in die Stadt gekommen ist, obwohl niemand sie gesehen hat. Ich habe sie gesehen, und schön ist sie, aber für Deinen Vater wird sie ein wenig gepfeffert sein. Noch vor drei Tagen stand sie auf siebentaufend Franks, heute ist sie zehntausend wert. Man sagt, ein Brinz von Geblüt hätte seine Garne darin. Wer weiß! Vielleicht besitzt Si Hamza nicht den Goldhafen, mit dem sie gefangen werden muß. In diesem Fall wird er sich einen Wert wie Deine Mutter nicht für alle Zeit entgehen lassen — das ist meine Meinung.“

„Vater ist sehr reich!“

Es kam eine gluckende Wellenbewegung in die über-
schwellenden Fettmassen. Nisja mußte unwillkürlich lachen.

„Wer weiß! Man spricht so viel — wengleich auch ich
nichts weiß. Aber wenn ich Du wäre, kleine Sultana, und es
böte sich ein reicher Mann —“

„Ich will nicht heiraten,“ unterbrach sie sie heftig mit
tränenreicher Stimme.

„Ein schöner, junger und reicher Mann — so bliebe ich
nicht daheim unter den Launen einer eifersüchtigen Stief-
mutter.“

„Dann kann ich flüchten — oder sterben. Ich heirate
nicht.“

„Willst Du etwa sitzen bleiben und dahintwelken? Zum
Erbarmen und zur Verachtung werden für alle, die Dich sehen?
Eines Tages wird Deine Stunde doch schlagen, und vergiß
nicht, daß jedes Jahr, in dem Du zögerst, ein Jahr ist, das
Du von dem Glücke Deines Bräutigams stiehlst — den besten
Teil seines Glückes. Welche Freude erwartet Dich, wenn
Deine Mutter fort ist und Dein Vater nur für seine Huri
lebt? Nein, höre auf mich, die ich nur Dein Bestes will. Ich
will Dir einen Mann finden, für den Du mir bis zu Deiner
letzten Stunde danken sollst. Dieser Tage ist ein junger Mann
aus dem Süden hierher gekommen, um sich eine Frau zu
suchen. Er ist reich und mächtig. Sein Vater, der eben ge-
storben ist, war ein angesehenener Marabu der Kadrijaer, und
der Sohn wird seinen Einfluß erben. Er hat alle Einkünfte
einer Zäunia in Gassa, die große Güter in Bled el Djerid be-
sitzt. Er ist erst einundzwanzig Jahre alt, groß und schön wie
Sidi Hamza, stark wie ein junger Löwe. Viele junge Weiber
in Tunis seufzen in diesem Augenblick nach ihm, und ihre
Väter belagern mich, daß ich ihre Töchter empfehlen soll.
Aber Du weißt, Sultana, daß Du meinem Herzen stets nahe
gestanden hast. Du bist die Schönste von ihnen allen und
Dir habe ich diesen auserlesenen Freier vorbehalten, den voll-
kommensten von allen, die je in Heiratsangelegenheiten meine
Hilfe in Anspruch genommen haben.“

(Fortsetzung folgt.)

Linus freier.

(Schluß.)

Sie war ja jung, — das konnte nicht verschwiegen werden,
und er hätte schließlich eine andere finden können, die im Alter
besser zu ihm gepaßt hätte. Die Nachbarn würden selbstverständ-
lich schmähen, und auch die Familie würde sich mißbilligend
räuspfern, aber damit mußte es sein Bewenden haben. Wenn
sie wollte —! Konnte es wohl etwas Hübscheres geben als
Line? Und dann die Arme, die sie hatte! Ah! Ah!

Sören murmelte ungeduldig mit Schaufel und Spaten im Hof-
winkel herum, während er sehnsüchtige Blicke in das Dunkel unter
der Scheune sandte, über dem sich die Sternbilder nun eins nach
dem andern zu entzünden begannen.

„Wie heißt der Stern, der dort steht,“ fragte Niels und
zeigte aus seiner knienden Stellung über das Schaf und den Haus-
gübel hinweg.

„Der heißt Peters Mädchen,“ antwortete Line.

„Und dieser da?“

„Das ist Marias Spinnrad.“

„Ich weiß nicht, wie Du das alles behalten kannst, Line.“

„Hast Du die Sterne alle vergessen,“ sagte Line.

„Ja, die meisten,“ sagte Niels betrübt. „Wenn man erst groß
wird, hat man ja mit der Erde so viel zu tun, daß für den
Himmel fast nichts übrig bleibt.“

„Ich mag nun so gern die Sterne betrachten,“ fuhr Line fort.
„Es wird aus der Zeit stammen, als ich Schafe hüten mußte.
Gott weiß, ob man jemals wieder so fröhlich wird wie als Kind.
Damals gehörte einem ja die ganze Heide.“

„Hör, Line,“ sagte Niels gedämpft, „wenn ich einmal draußen
in der Heide wohnen sollte, möchtest Du dann an meiner Seite
wohnen?“

„Niels,“ sagte Line und sah ihn ernst an, „darauf darfst Du
heute abend von mir keine Antwort verlangen. Sonst könnte
man leicht etwas sagen, das man später bereut.“

Bald darauf ging jeder seinen Weg.

Aber bis tief in die Nacht hinein lag der eine und dachte
daran, was der andere gemeint haben könnte.

Frühjahr und Sommer verstrichen. Der Herbst verteilte lange
mit seinem schweren gelben Licht über den Teichen und in den
Wasserlöchern. Die Aebibe begannen die brachen Felder aufzu-
suchen. Die Zeit der Schaffjaur war da. Auch die wirtschaftliche
Line hatte die große Wollschere vom Nagel herabgeholt und ließ sie
mit lustigem Altpapp über die zitternden Schaffkörper gleiten.
Die Nachmittagssonne fiel golden über Lines Nacken, durch-
leuchtete ihren rosigen Ohrklappen und beschien den weißen schmel-

lenden Wollhaufen, der sich um ihr Knie gesammelt hatte. Ein
Paar Holzschuhe scharrten im Tordweg, bald darauf tauchte Sören
auf und näherte sich dem Platz, wo geschoren wurde.

Er sah aus wie jemand, der eben einen großen Entschluß ge-
faßt hat, und wie in Gedanken beugte er sich dann und wann mit
seinen krummen Knien, um eine Flocke aufzuheben, die der Wind
vom Haufen verweht hatte. Ein Stückchen vor Line hielt er inne
und sah hingerissen auf ihre Gestalt.

Der eine nackte Arm lag über den Leib des gebundenen Tieres,
der andere war mit der Schere in unaufhörlicher Bewegung. Nie
hatte Sören ein Weib gesehen, das die Wollschere mit solcher Fertigkeit
zu handhaben verstand. Es war förmlich wie Russif. Ihre
Ohrklappen blühten in der Sonne, drei Häkchen standen an ihrem
Busen offen, und ihr krauses gelbes Haar fiel wie Garben in die
Schläfen.

„Line,“ sagte Sören, als wenn er ein früher unterbrochenes
Gespräch wieder aufnahm, „wirst Du hier auf dem Hof bleiben?
Als meine Frau, meine ich ja.“ — Er war kurzatmig geworden.

„Nein, Sören. Ich habe es Dir ja gesagt. Ich kann es nicht.
Wenn das andere nicht im Wege wäre. Das mit Niels. Nein, ich
kann nicht.“ Line war tief errötet, weil sie so unumwunden be-
sannnte, daß Niels zwischen ihnen stand. Sören wußte es ja nur
allzugut, aber sie hatte es früher doch niemals ausgesprochen.

„Ich hätte Dir es aber besser einrichten können als der arme
Schächer,“ sagte Sören.

„Ja, hier muß wohl jeder seinem eigenen Kopf folgen,“ sagte
Line, „und nun könntest Du mich mit Deinen Liebenswürdigkeiten
gern verschonen, solange ich an der Arbeit sitze.“ Sie verdoppelte
die Schnelligkeit der Schere, während sie das Schaf umdrehte.

„Ueberleg Dir's wohl,“ jagte Sören, halb bettelnd und halb
drohend, „es könnte der Tag kommen, an dem Du Dich nach dem
Stückchen Brot sehnst, das Du jetzt verschmäht.“

Im selben Augenblick bog eine Mannsperson um die Hausede
und kam zu ihnen hinüber. Er trug einen Sack auf dem Rücken
und einen silberbeschlagenen Stok in der Hand. Er war der Woll-
främer Hans Jerksen, der immer unterwegs war, wenn die Woll-
schären zu klappern begannen. Nachdem er Line mit einigen ga-
lanten Anmerkungen entgegengelommen war und mit Sören um
die Wolle gezeigelt hatte, kam er mit der Keuigkeit heraus, daß der
Mühlendam durch die starken Regengüsse der letzten Tage ge-
borsten sei. Die Au sei infolgedessen in der Mittagsstunde über
ihre Ufer getreten und habe im Heu und an den Torfhaufen großen
Schaden angerichtet. Ob auch Vieh umgelommen sei, wisse er nicht.
Es wäre aber merkwürdig, wenn es nicht der Fall sein sollte.

„Aber um Jesu willen, Sören, was machen denn unsere
Schafe,“ rief Line aus.

„Da hast Du recht,“ sprach Sören und dachte an eine Schar von
Schafen mit Lämmern, die auf einer niedrigen Wiese in der Nach-
barschaft der Au angepflodt waren.

Die Schaffjaur wurde sofort eingestellt, während Sören und
Line sich eilig nach dem Bieftal begaben. Der ganze südliche
Teil des Tales bildete nun einen tosenden See. Die unglücklichen
Schafe hatten eine Erhöhung gesucht, die sie von ihrem Pfad aus
noch erreichen konnten. Hier standen sie nun bis an den Bauch im
Wasser, traten unruhig hin und her und sandten ihr jammerndes
Wiedern über die ständig steigende Flut hinaus. „Und dann ist es
auch noch mein Schaf,“ klagte Line laut. „Ah, ist es nicht möglich,
Sören, daß Du zu ihnen hinausgatest?“

„Nein, das darf ich nicht, Line. Man darf sein Leben doch nicht
um ein paar Schafe riskieren. Und wollest Du nur auf meine
Worte hören, Line, so würdest Du leicht ein paar Schafe wiederbe-
kommen.“

„Ja, dann muß ich zu Niels senden,“ jagte Line entschlossen,
indem sie anscheinend Sören's Rede von Schadenersatz überhörte.

Line lief in die Felder hinein und schwang von einem Hügel
aus ihre Schürze. Bald darauf kam Niels im Trab zu ihr hinauf.

„Es ist mein Schaf, Niels,“ rief Line. Für Niels bedurfte es
keiner Worte mehr.

„Darf ich den Wassertrog leihen?“ jagte er. Im Nu wurde
der Trog den Abgang hinabgerollt und Niels machte sich für seine
lebensgefährliche Expedition bereit.

Sören war merkwürdig eifrig, um Niels hinauszuhelfen. Es
sei wirklich keine ernsthafte Gefahr vorhanden — will sagen: für
einen jungen Menschen nicht. Es sei ja schließlich nicht ganz
bodenlos draußen. Man habe ja unten die feste Wiese, auf die
man sich verlassen könne. Es seien ja auch ein paar sumpfige
Stellen da, aber die kenne er ja, meinte Sören.

„Kannst Du schwimmen, Niels?“ fragte Line und legte ihre
Hand gleichsam zurückhaltend auf seinen Arm.

„Ja, ich kann. Das einzige, was ich fürchte, sind die Torf-
gräben. Wenn man da hineinfallen sollte, kommt man schwerlich
wieder aus all dem Sumpffram heraus, der sich dort im Laufe des
Sommers angesammelt hat. Aber dafür habe ich ja dies hier,“
sagte er und schob mit diesen Worten den Trog in den Strom hinaus,
„und wenn es ganz und gar schlimm werden sollte, müßt Ihr mir
dieses Ding hinauswerfen.“ Er zeigte auf ein Nährstübel, an
dem er ein Tau befestigt hatte.

Dann begann er hinauszugehen. Er watete in den Strom hin-
ein und zog den Trog hinter sich her. Das Wasser erwies sich aber
bald als tiefer, als er angenommen hatte, und der Strom hatte
durch den starken Druck des Mühlwassers eine reizende Gewalt.
Torf und Dachstroh und Holzstücke wirbelten gegen seine Beine. Die

zusammengesetzten Heuhaufen bildeten Inseln. In der Mitte des Stromes sah auf einem eingerammten Pfahl eine kleine Raube und wies ihm die Bähne, als er an ihr vorübertrieb. Ohne Unfall erreichte er die Schafinsel und es gelang ihm, die stark mitgenommenen Tiere in den Trog hineinzubringen.

Dann begann der Rückmarsch. Er erwies sich als ungleich schwieriger. Er mußte jetzt mehr gegen den Strom anarbeiten und außerdem wollten die Tiere, die an derartige Bootpartien nicht gewöhnt waren, alle Augenblicke in die eine Seite des Troges hinüberlaufen, wodurch er zum Kentern gebracht worden wäre. Auf diese Weise wurde Niels Aufmerksamkeit etwas von dem gefährlichen Strom abgelenkt, der ihn ununterbrochen auf die hinterhältigen Torfgräben zutreiben wollte, die hier in der Nähe sein mußten, deren Umrisse nun aber unter der allgemeinen Ueberbeschwemmung verborgen lagen. Die Schafe drohten schon wieder, den Trog umzuwerfen. Niels stemmte sich mit starker Kraft entgegen, fühlte aber im selben Augenblick, daß ihm der Boden unter den Füßen schwand. Er wollte sich nun in den Trog zu den Schafen einschwingen, dadurch aber gewann das zerbrechliche Fahrzeug vollständig die Ueberbalance, sodaß sowohl die Schafe als er Hals über Kopf in die Torfgräben hineinkollerten, während der Trog den Boden nach oben lehrte. Eine, die am Uferabhang ihren Platz nach der Fahrt des Troges gewechselt hatte, um im Augenblick der Gefahr so nahe als möglich zu sein, stieß einen lauten Schrei aus, als sie den Trog kentern sah, und ergriff gleichzeitig das Röhrchbündel, das im Gras lag — bereit, ihrem Freund zur Hilfe zu eilen: Nun entdeckte sie aber, daß Sören die angebundene Zügelleine um seine rechte Hand gewickelt hatte und keine Miene machte, sie frei zu geben. „Laß los,“ rief eine und zerrte mit aller Kraft an der Leine. Sören ließ aber nicht los, sondern hatte für Lines Verzweiflung nur einen Blick, der sie am ganzen Körper erzittern ließ. Eine fühlte, daß Leben oder Tod ihres Geliebten von wenigen Sekunden abhängig waren, warf sich auf Sören hin und drängte ihn rückwärts an den Abhang des steilen Wiesenhügels. „Wißt Du die Leine loslassen,“ schrie sie ihm ins Gesicht, und im selben Augenblick stürzte Sören den Abhang herab, während sie ihm die Leine aus den blutigen Händen zerrte.

Niels, der bei seiner unfreiwilligen Tauchpartie eine Menge Moorwasser geschluckt hatte, war einige Minuten lang in dem Torfgraben umhergeschwommen, wie eine Ratte in der Schweinstonne, ohne in seinem nassen Zeug die schleimigen Seiten hinaufklettern zu können. Die Kräfte begannen ihn zu verlassen, aber plötzlich hörte er Lines mutige Stimme: „Niels, Niels, Du bist doch nicht ertrunken!“

„Hallo,“ rief Niels und schlug mit der Hand heftig in den Rücken von zusammengesprültem Heu und Torfstüden, der sich an seinem Gesicht gebildet hatte. Im selben Augenblick fiel das Röhrchbündel bei ihm nieder. Er ergriff mit letzter Kraft die Leine, schlang sich hoch und sah eine bis an den Leib im Wasser stehen, nur wenige Schritte von dem gefährlichen Torfgraben entfernt. Auch von den Schafen fehlte keins; sie waren von ihren schweren Belzen getragen worden. Fünf Minuten später sah man das lede Paar Hand in Hand zum Heidhof hinaufgehen, hinter ihnen her die geretteten Schafe.

Sören, der seinen Fuß im Fallen verstaucht hatte, kam stuchend und mit wütenden Augen ein Stück hinterher gehinkt.

Am nächsten Sonntag wurden von der Kanzel aufgebeten der Junggehele Niels Nielsen, in Arbeit auf dem Heidhof, und die ehrsame Jungfer Lina Hanstøcker, wohnhaft ebendasselbst.

Das Los der Alten und Schwachen im Brauch der Völker.

Von G. Singer.

Die Mahnung des Spruches „Du sollst Vater und Mutter ehren, auf daß Du lange lebest auf Erden“, ist für unsere Auffassung so selbstverständlich, daß wir nichts mehr verabsäumen, als eine liebevolle Behandlung der Eltern durch ihre Kinder, unser Gesetz nichts unnachsichtiger und härter bestraft, als einen Elternmord. Dieser Auffassung entsprechend halten wir es auch für unsere Pflicht, alten und hilflosen Leuten ihre Lage zu erleichtern, sie mit besonderer Hingebung zu pflegen und zu beschützen. Damit stehen die Kulturvölker keineswegs allein; bei den Naturvölkern ist es im allgemeinen ebenso. Wissen wir doch, daß sogar die Australneger, die gewöhnlich — tatsächlich übrigens mit Unrecht — als auf niedrigerer geistiger Kulturstufe stehend angesehen werden, trotz ihres schweren Kampfes ums Dasein alte, gebrechliche und krüppelige Stammesglieder unter oft großen Mühen auf ihren Wanderungen mit sich führen und höchst rücksichtsvoll behandeln.

Ist nun aber diese Anschauung auch herrschend, so fehlt es doch nicht an Ausnahmen, die wir mitunter gerade bei solchen Völkern finden, die harmlos und gutmütig veranlagt sind oder sich sonst durch sympathische Charakterzüge auszeichnen. Sie entledigen sich der Alten, Kranken und Gebrechlichen durch Aussetzen, Ermorden oder Zwang zum Selbstmord. Ursprünglich muß wohl die Schwierigkeit, bei eigener Armut diese arbeitsunfähigen Leute zu versorgen, die traurige Sitte herausgebildet haben, derart, daß die Ver-

troffenen sich ihr nicht nur als einer Selbstverständlichkeit willig unterwarfen, sondern sogar selbst um Befreiung baten, sie als die letzte Günst betrachteten, die ihnen von Kindern, Verwandten oder Stammesangehörigen erwiejen werden konnte. Es gibt ja auch bei uns Fälle, wo jemand den Tod als Erlösung von Leiden herbeisehnt. Später fielen wohl die Voraussetzungen für die Sitte fort, sie hielt sich aber trotzdem noch lange, weil sie eben eingebürgert war. Wir dürfen sie jedenfalls nicht ohne weiteres und in allen Fällen als Reizung zu Grausamkeit, Lieblosigkeit oder gar Mordlust ansehen.

Wir treffen sie schon bei unseren eigenen Vorfahren, wenigstens bei einzelnen germanischen Stämmen. Waren die Massageten nicht Germanen, so waren sie doch sicher indogermanisch, und von ihnen erzählt Herodot: Wenn jemand alt geworden wäre, so hätten ihn seine Verwandten zusammen mit Kleinvieh geschlachtet, das Fleisch gekocht und damit ein Festmahl veranstaltet. Das hätte ihnen als das glücklichste Ende gegolten. Wäre aber jemand an einer Krankheit gestorben, so hätte man ihn begraben und bedauert, daß man ihn nicht mehr hätte schlachten können. Das klingt zwar ungeheuerlich, doch ist zu bemerken, daß zur Arznei die Menschenfresserei auch in Europa weit verbreitet war, unter Stämmen, die die Vorfahren der heutigen europäischen Völker sind. Germanen waren sicherlich die Heruler, die an der heutigen deutschen Ostseeküste, später zum Teil in Skandinavien saßen. Nach dem Bericht Protopos war es bei ihnen Sitte, daß alte und kranke Leute ihre Angehörigen baten, für ihren Tod zu sorgen; sie wurden dann erlöset und verbrannt, während ihre Witwen sich erhängen durften. Hier soll es sich nach Protopos außerdem um Menschenopfer zur Erhaltung der Günst der Götter gehandelt haben. Aus Skandinavien erzählt ähnliches auch die Gantelsage: Der Lebensmüde Alte pflegte, von seinen Kindern geführt, sich von einem hohen Felsvorsprung — dem „Stammesfelsen“ — hinunterzufürzen, um ohne Krankheit heiter und vergnügt zu Wotan zu fahren. Sein Weib und sein treuester Leibeigener stürzten sich mit ihm in die Tiefe. Hier hätten wir also religiöse und auch ritterliche Anschauungen, die zur Selbstvernichtung führten; das Abstoßende der Ermordung, wenn auch auf eigenes Verlangen, fehlt.

In der Neuzeit sind es vornehmlich die Polarvölker, bei denen die Befreiung der Alten und Kranken vielfach üblich ist, und hier wirkt offenbar überall die Absicht ein, Leute, die nicht mehr selbst für ihren Lebensunterhalt sorgen können und deshalb den anderen zur Last fallen, auszumergen; die Erwerbsunfähigkeit gilt als Schädigung des Gemeinwesens, wie Hyhan sich ausdrückt. Die Eskimos des Nordens von Amerika schlagen die alten Eltern tot. Schwache und Kranke, deren Genesung nicht zu erwarten ist, hängt man auf, wenn sie das nicht selber tun wollen, oder überläßt sie in der Hütte einfach ihrem Schicksal. Witwen werden ihrer Sabseligkeiten beraubt und müssen zugrunde gehen. Ausnahmen gibt es aber auch dort. Nach James Koz zeigen bei den Eskimos an der Halbinsel Boothia Felix die Kinder ihren Eltern Färllichkeit, Anhänglichkeit und Schorjam. Ein alter Mann wurde auf der Wanderung auf einem Schlitten von seinen Angehörigen gezogen, und für zwei ganz alte, gebrechliche Frauen wurde in jeder Weise gesorgt, „als ob sie für die Gesellschaft noch von Nutzen gewesen wären“. Von den Eskimos an der Hudsonbai erzählt Klutschsch, bis zum nahen Tode erfreute sich das Alter großer Achtung und der aufmerksamsten Fürsorge; erst wenn das Ende gekommen sei, sehe es sich von allen verlassen. „Im Todeskampfe ist der Gatte der Frau, die Mutter dem Kinde, das Kind den Eltern fremd, im Todesfälle hört die Verwandtschaft, in Todesgefahr jede Nächstenliebe, jede Menschenhilfe auf. Der Eskimo, der eines natürlichen Todes stirbt, stirbt allein.“ Eine kranke Frau schien dem Tode verfallen. Sogleich nahmen die Insassen der Hütte, in der sie lag, die ganze Habe der Kranken und suchten sich einen anderen Schlafplatz; die Hütte wurde verschlossen, und die Sterbende blieb sich selbst überlassen. Von den westlichen Eskimos am Smithsund aber berichtet Peary: „Am Kinder wie um bejahrte und schwache Mitglieder des Stammes ist man sehr besorgt“, während wiederum von den christlichen Eskimos des südlichen dänischen Westgrönland berichtet wird, sie liebten Alte und Schwache oft ohne Hilfe und Pflege und gäben ihnen kaum die notdürftigste Nahrung und Kleidung. Aus der Heidenzeit des dänischen Westgrönland aber werden von Oranz gar Fälle erwähnt, daß alte, unvermögende Personen von ihren Angehörigen lebendig begraben oder gar auf andere Weise umgebracht worden seien, und daß das auf Verlangen der Getöteten selbst geschehen zu sein scheine, die, nachdem Jugend, Gesundheit und Kräfte sie verlassen, eine schnelle Erlösung von den Mühseligkeiten des Lebens gewünscht hätten.

Unter den Tschuktischen, die die nach ihnen benannte Halbinsel im Nordosten von Asien bewohnen, halten alte Leute ein untätiges Leben als mit ihrer Ehre unvertäglich und bitten ihre Söhne, sie zu töten, was denn auch geschieht. Von den Kamtschadalen oder Itälmen erzählt Steller in seiner noch immer wichtigen „Beschreibung von dem Lande Kamtschatka“ (1774): „Sie sind besonders zum Selbstmord dergestalt disponiert, daß sie ohne andere Ursache sich bloß und allein deswegen ermorden, wenn sie bedenken, daß sie alt und gebrechlich und auf der Welt zu nichts mehr nütze wären. Anno 1737 ermahnte ein alter Vater seinen Sohn, daß er ihn an den Balagan (an der Sommerhütte) aufhängen sollte, weil er nichts mehr nütze wäre. Der Sohn hing ihn auf, weil aber bei der ersten Exaltation der Niemen riß und der Vater abfiel, schalt er deswegen seinen Sohn,

daß er so ungeschickt wäre; der Sohn suchte seinen Gehorsam und seine Klugheit besser zu beweisen, und hängte ihn das anderemal an einen doppelten Riemen auf, um den vorigen Fehler dadurch zu verbessern. Es scheint aber, daß sie die Hoffnung, eher in die untere und bessere Welt zu kommen, sehr zur Autochrie (Selbstmord) animiert habe. In vorigen Zeiten taten viele, wenn sie krank wurden, daß man mit ihren lebendigen Körpern die Hunde füttern möchte, um nicht durch lange Krankheit gequält zu werden, welches denn auch alsobald geschah. Die gemeinste (d. h. gewöhnlichste) Art, sich selbst zu ermorden, bestünde vor diesem darinnen, daß einer, der lebensatt, von den Seinigen Abschied nahm, ein Gefäß ergrieff, in die Wildnis ging, sich eine Sütte baute, Wasser trank, schlafen legte und sich selbst zu tode Hungerte."

In anderen Teilen der Erde ist der Selbstmord oder die Ermordung aller Leute weniger weit verbreitet, wohl weil hier die Daseinsbedingungen günstiger sind, als im hohen Norden. In dessen will Graf Niemira unter den Schamalos, einem berühmten Indianerstamm in Gran Chaco von Paraguay, neuerdings folgendes beobachtet haben: Man tötet nicht nur schwächliche Kinder, sondern auch alte Männer über 70 Jahre, oder auch jüngere, die krank und schwach sind. Niemand widersteht sich dem, sondern nimmt es als selbstverständlich hin. In Gegenwart der ganzen Familie lauert sich der Todeskandidat nieder und beugt den Kopf. Dann tritt sein ältester Sohn mit einer nur hierzu dienenden Keule hinter ihn, erhebt sie mit beiden Händen und erschmettert seinem Vater den Schädel. Alte Frauen dagegen läßt man am Leben, behandelt sie auch mit höchster Achtung.

Zum Schluß noch zwei Beispiele aus unseren Kolonien. Ein recht schauriges Vorkommnis erzählt der Missionar Seyher von den Kailenten in Deutsch-Neuguinea. Ein Mann traf im Walde eine in schlechtem Leumund stehende Frau und erschlug ihr das Rückgrat, als sie ihm nicht zu willigen sein möchte. Sie wurde noch lebend gefunden und ins Haus ihres Mannes gebracht. Man hofft und wünscht, daß sie bald sterben wird, aber sie hat ein zähes Leben und fällt dem Dorfe zur Last. So entschließt man sich, sie zu begraben. Die Frau wehrt sich verzweifelt, wird aber in Matten gewickelt und ins Grab gelegt, und das Zuschauern beginnt. Das Weib schreit entsetzlich. Man will dem ein Ende machen, und einer stößt mit einem Pfahl einmal, zweimal in die Grube; aber er hat schlecht getroffen, und die Antwort ist ein furchtbarer Schrei. Da springt eine der Bestien hinab ins Grab, man hört die Knochen krachen, dann wird es unten endlich still, und unter lebhaftem Geschwäh füllt man die Grube zu. Von den ob der furchtbaren Form ihres Kannibalismus berüchtigten Malak in Kamerun, am oberen Njoug, behauptete der verstorbene Major Dominik, der sie in blutigen Kämpfen unterwarf, sie verlaufen ihre Eltern, wenn diese alt und arbeitsunfähig geworden wären, wie überzählige Kinder an Stammesgenossen zum Schlachten und Verzehren!

Kleines feuilleton.

Hygienisches.

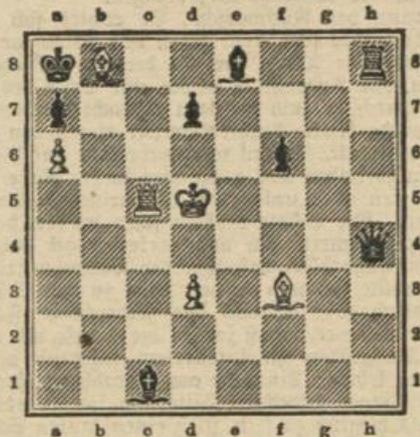
Das Staubproblem. Der Kampf gegen den Ruß, der im Laufe der Zeit zu einer richtigen Plage in englischen industriellen Städten wurde, ist nunmehr in ein akutes Stadium getreten. Die zahlreichen Vereine und Gesellschaften, die den Kampf gegen den Staub betreiben, haben sich zu einer Liga zusammengesetzt, die demnächst die nötigen Schritte beim Parlament zu unternehmen hat. Die "Nature" bringt eine Zusammenstellung des Anlagematerials, das durch neueste Untersuchungen zutage gefördert wurde.

In Leeds beträgt die jährliche Rußmenge, die im Innern der Stadt niederfällt, 211 metrische Tonnen auf ein Quadratkilometer, das heißt 211 Gramm auf ein Quadratmeter, während sie in den Vorstädten nur 98 Tonnen auf 1 Quadratkilometer erreicht. In Glasgow ist sie noch höher; nämlich 322 Tonnen pro 1 Quadratkilometer. London hat eine niedrigere Zahl, 167 Tonnen für das Innere der Stadt und 22,7 Tonnen für eine Vorortgegend. Die Gesamtmenge von Ruß, die sich in diesen drei Städten im Laufe eines Jahres ansammelt, beträgt etwa 50 000 Tonnen, was nahezu 8 Kilogramm pro Kopf der Bevölkerung ergibt.

Die Forscher, die diese Zahlen für Leeds auf Grund der Analyse des herabfallenden Regens festgestellt haben, schämen den sich zu Ruß verwandelnden Teil der verbrannten Kohle auf 6 Proz. in den Hausöfen und auf 1/2 bis 3/4 Proz. in den Öfen der industriellen Anlagen. Der jährliche Verbrauch von Kohle zu häuslichen Brennwecken beträgt in England 32 Millionen Tonnen, während die Industrie etwa 100 Millionen Tonnen verbraucht. Demnach soll die jährliche Menge von Ruß etwa 2 1/2 Millionen Tonnen betragen. Nach Schätzungen derselben Forscher fallen etwa 300 000 Tonnen davon in unmittelbarer Nähe von Plätzen nieder, wo die Verbrennung stattfindet. Der Rest fällt früher oder später in einer größeren Entfernung. Wie sich aus diesen Zahlen ergibt, sind es gewaltige Mengen Kohle, die unstreitig eine eminente Gefahr nicht nur für die Gesundheit der Menschen, sondern auch für die Pflanzen- und Tierwelt bilden.

Schach.

Unter Leitung von S. Alapin.
Mhowa (Indien).



Weiß zieht und macht Remis.

Lösung. 1. Lf4, Lh5!; 2. Kd4!, LxL; 3. Tc8!, TxxT Patt. Es gibt sehr viele, die im gefeierten geistigen Sporte des Schachs sich betätigen möchten, wenn die Erwerbung der Schachkenntnisse verhältnismäßig leicht wäre. Ueber die ersten Schwierigkeiten (des Ganges der Steine und der sonstigen Spielregeln) kommt man bei einigem Fleiße mit Hilfe eines Lehrbuchs oder eines befreundeten Schachspielers leicht hinweg. Dann aber steht der Anfänger wie im Walde vor der unendlichen Zahl der möglichen Spielwendungen und Eventualitäten. Die bestehenden Lehrbücher verlieren sich in Einzelheiten, die nur sehr ungenügend geeignet sind, dem Anfänger (!) den Ariadne-Faden zum Ausgang aus dem Labyrinth in die Hand zu geben. Man sieht vor lauter Bäumen (Varianten) den Wald nicht mehr.

Die Frage ist von der größten Bedeutung für sämtliche Schachvereine, denn die Gewinnung neuer Mitglieder hängt direkt von der Möglichkeit ab, eine pädagogische Methode zu erfinden, um das verhältnismäßig rasche (!) Fortwärtkommen der Anfänger zu bewirken. Der Verband Münchener Schachvereine macht einen derartigen Versuch, indem er eine Reihe von Vorträgen für absolute Anfänger (denen nur der Gang der Steine geläufig ist) veranstaltet. Die geplante Serie beginnt am 10. Mai mit einem Vortrage von S. Alapin, der die weitere Ausdehnung ganz davon abhängig macht, ob das Auditorium positive und direkt handgreifliche Errungenschaften im Sinne der Hebung der Spielstärke auch sofort (!), d. h. schon nach dem ersten, etwa 1 1/2 stündigen Vortrage, nach Hause tragen wird. Sicherlich ein dreistes pädagogisches Unterfangen! ... Da der Vektor trotzdem diese lähne Hoffnung auf Erfolg hegt und auch auswärtige Interessenten hierbon profitieren lassen möchte, wird der Vortrag stenographiert werden und vervielfältigt zur Versendung kommen. Einzel Exemplare sind von S. Alapin, München, Goethestraße 15, zum Preise von 30 Pf. exkl. Porto zu beziehen. Schachzeitungen und Schachspalten werden um Verbreitung dieser Mitteilung gebeten.

Vierpringerspiel.

Im Hastingser Turnier gespielt.

E. Schlechter. Dr. S. Zarraja.

- 1. e2-e4 e7-e5
- 2. Sg1-f3 Sb8-c6
- 3. Sb1-c3

Weiß stärker ist sofort 3. Lb5! Denn nach 3. . . . a6!; 4. La4, Sf6! könnte Weiß noch immer mit 5. Sc3 in die vorliegende Variante einleiten, ist aber hierzu nicht gezwungen. (S. B.: 5. 0-0 oder 5. d3 oder 5. De2!) Die Eröffnung bedeutet also nur eine Einschränkung der eigenen Wahl für Weiß. Der Verlauf der nachstehenden Partie beweist, daß Weiß mit dem Zugzuge mindestens nichts Besseres erreichen kann als die obige Variante.

- 3. . . . Sg8-f6!
- 4. Lf1-b5 a7-a6
- 5. Lb5x06
- 5. La4 würde eben zur obigen Variante der Spanischen Partie führen. Durch den Zugzuge wird auch nichts Besseres erreicht.
- 5. . . . d7x06
- 6. Sf3x05 Sf6x04!
- 7. Sc3x04 Dd8-d4
- 8. 0-0 Dd4x05!
- 9. Tf1-e1 Lc8-e6!
- 10. d2-d4 De5-f5!
- 11. Lc1-g5

Andere Angriffsmöglichkeiten sind nicht erschöpfend. S. B.: 11. Sg5, 0-0-0; 12. SxL, fxe6 nebst ev. e6-e5 oder 11. Sg3, Dd5; 12. Te5, Dd7; 13. f4, Ld6 zc.

- 11. . . . h7-h6
- 12. Dd1-d3 Ke8-d7
- Es drohte Sd6! mit Damengewinn.
- 13. Lg5-h4 Ta8-e8
- 14. Te1-e3 Lf8-d6
- 14. . . . g5; 15. Lg3, h5 zc. kam in Betracht.
- 15. Ta1-e1 Df5-b5
- 16. Se4xd6 c7xd6
- Mit 16. DxD war vollständiger Ausgleich gesichert!
- 17. Dd3-a3 a6-a5
- 18. c2-c3 Db5-b6
- 19. Lh4-g3 Db6-c7
- 20. c3-c4 Le6xc4
- 21. Te3xe8 Th8xe8
- 22. Te1xe8 Kd7xe8
- 23. Lg3xd6

Es folgte: 23. . . . Dd7; 24. De3f, Le6; 25. Le5, f6; 26. a3, Kf7; 27. Dg3, Ld5; 28. h3, De6; 29. f3, De3f; 30. Df2, Db3; 31. Kh2, b6; 32. Ld6, Le6; 33. Dd2, h5; 34. Le7, a4; 35. Lg3, b5; 36. Le1, Lf5; 37. Df2, De2; 38. DxD, LxD; 39. Kg1, Ke6; 40. Kf2, Kd5; 41. Ke3, Ke4; 42. g3, Ld3; 43. Le3, Lf1; 44. h4, Lh3. Remis.